

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 43

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie errötete noch tiefer. „Vergebet, so ich einen göttlichen Odem aus Eurer Musik vernommen!“

„Wir sind in der Kirchen!“ mahnte er freundlicher. „Zu hoch ist das Lob vor einen Sterblichen!“

„Ich freule nicht!“ erwiderte sie mutig und ergriff seine Hand. „Seid Ihr mir böse, so ich für Euch niederknien möchte, Johann Sebastian?“ fragte sie mit einem bittenden Blick.

Schneller schlug ihm da das Herz. „Niederknien? Nein! Das dürft Ihr nicht! Aber böse? böse? — Euch böse sein?“ Er nahm ihren Kopf in beide Hände und zog sie an sich. Ein Jubel war in ihm und ein Sehnen. „Du liebe Maria Barbara!“ sagte er, küßte andächtig ihre Stirn und den Mund.

Plötzlich war es ihnen, als müsse die Erde sich öffnen, um sie zu verschlingen.

Von unten herauf klang eine Stimme: „Man wird es dem Konistorium anzeigen, so eine fremde Jungfer täglich in der Kirchen ist und singet, man wolle nicht sagen andern Unfug treibt!“

Mit einem Aufschrei wich Bärble zurück, auch Sebastian erblachte jäh. Hastig trat er an die Brüstung des Orgelchors und blickte hinab. Jemand hob die Faust, lachte kurz auf und verließ die Kirche.

Es war Geyersbach.

Bärble befand sich in höchster Aufregung, unaufhaltsam ließen ihr die Tränen über die Wangen.

„Er hat uns von unten nicht sehen können!“ suchte Sebastian sie leise und eindringlich zu beruhigen, aber sie schluchzte weiter und fand nur langsam ihre Fassung wieder.

Einige Monate waren vergangen.

Geyersbach hatte bereits Gymnasium und Stadt verlassen, als Sebastian vom Konistorium aufs Schloß befohlen wurde. Man verlangte eine Erklärung für die Anwesenheit der „fremden Jungfer“ auf dem Orgelchor, deren Stimme man in der leeren Kirche vernommen hatte.

Doch durch Prediger Ulthe, der ja von den Besuchen der Basen unterrichtet war, wurde die Angelegenheit klanglos beendet.

Johann Sebastian aber gedachte, den Staub von Arnstadt von den Füßen zu schütteln, und bewarb sich um die Organistenstelle an der berühmten Kirche Divi Blasii in der freien Reichsstadt Mühlhausen.

Im Juli des darauffolgenden Jahres trat er sein neues Amt an.

Einige Monate später, am 17. Oktober 1707, kniete er neben seinem Väse vor dem Altar der kleinen Kirche von Dronheim, einem Dorfe nahe bei Arnstadt.

Die Schreiber von Arnstadt und Dronheim tauchten den Gänsetiel in die Tinte und schrieben sachlich in die Pfarr-Register:

„.... ist der Ehrenweste Herr Johann Sebastian Bach ... des wehland wohl Ehrenwesten Herrn Ambrosii Bachen ... Seel. nachgelassener Eheleibl. Sohn, mit der tugendhaften Igfr. Maria Barbare Bachin, ... nachdem sie zu Arnstadt aufgebothen, copulieret worden ...“

Vom Glas auf dem Tisch.

Vom Essen und von der Nahrung zu reden, ist heute große Mode. Vom Trinken hört man viel weniger, obwohl die Einnahme von Flüssigkeit mindestens so wichtig ist, wie diejenige von festen Speisen. Das ersieht man schon daraus, daß die meisten Lebewesen weniger lange dursten als hungrig können.

Immer noch gültig ist wohl die Regel: Man soll und darf trinken, wenn man Durst hat, d. h. wenn der Körper Flüssigkeit verlangt, und man kann soviel trinken,

bis der Durst gelöscht ist. Mit andern Worten: In dieser Angelegenheit kann sich der Mensch weitgehend auf seinen Instinkt verlassen. Absolut zuverlässig ist allerdings auch hier der Instinkt nicht. Wenn ein Mensch eine stark gesalzene Nahrung genießt, so wird er einen übermäßigen Durst entwickeln, damit sein Körper mit Hilfe dieses Wassers das überflüssige Kochsalz wieder ausscheiden kann. Sein Wasserbedürfnis ist also künstlich gesteigert. Wenn ein anderer viel raucht oder durch den offenen Mund atmet und damit seine Mund- und Nasenschleimhaut austrocknet, so wird er auch einen vermehrten Durst verspüren. Nicht, weil im Körper zu wenig Wasser ist, sondern weil die genannten Schleimhäute angefeuchtet werden müssen. Weiter ist bei verschiedenen Krankheiten, so vor allem bei der Zunderkrankheit, der Durst abnorm gesteigert. Man darf sich also in allen diesen Fällen nicht auf den Instinkt berufen, sondern muß sich besinnen, ob nicht irgend ein Fehler in der Lebensweise oder gar eine Krankheit vorliegt. Wenn man dabei selber nichts herausfindet, so wird doch in den meisten Fällen der Arzt auf des Rätsels Lösung kommen. Daß man bei heiklem Wetter mehr Flüssigkeit aufnehmen muß, liegt auf der Hand. Durch den Schweiß geht sehr viel Wasser verloren.

Die Frage: Soll man beim Essen trinken? haben ganz gescheite Leute mit „Nein“ beantwortet, weil dadurch der Magensaft verdünnt werde. So einfach liegt die Sache denn nun doch nicht. Der genannte Grund mag bei einer Anzahl von Menschen stimmen, aber lange nicht bei allen. Bei manchen wird es geradezu von Nutzen sein, wenn der Magensaft verdünnt wird. Und wieder bei andern wird das Trinken die Absonderung von Magensaft befördern. Also auch hier kein Schema. Sicher ist, daß man beim Essen nicht zuviel trinken soll und zwar einfach deshalb, weil zuviel Flüssigkeit mit ihrem Gewichte den Magen stark belastet, ohne ihm entsprechend viel Nährwert zu bringen. Wer also beim Essen das Bedürfnis hat zu trinken, der soll es in bescheidenen Grenzen tun und wer kein Bedürfnis hat, soll es unterlassen, auch wenn seine Nachbarn ihn dazu einladen. Ganz abzuraten ist die Gewohnheit, zu einem vollen Bissen noch zu trinken, also die Speisen künstlich einzuzweichen und herunterzuschwemmen. Dadurch können Raatätigkeit und Speichelabsonderung, denen eigentlich dieses Geschäft obliegt, nur mangelhaft erzeugt werden und manche Magenkrankheit ist sicher auf eine solche ungenügende Vorbereitung der Speisen im Mund zurückzuführen.

Nach Dr. med. H. W. in „Gesundheit“.

Rundschau.

Wendung im deutschen Kirchenstreit.

Es ist sehr wahrscheinlich keine Wendung mit Katastrophencharakter, die sich ankündigt; im Gegenteil, die Leitung des Dritten Reiches wird den Weg finden müssen und ihn auch finden, den sie bisher schon auf wirtschaftlichem Gebiete gegangen: Sie wird vor den konserватiven Mächten kapitulieren. Nicht „offensichtlich“, sondern verschleiert, aber eine Kapitulation wird es werden. Und wenn die Parteien sich noch eine Zeitlang bekämpfen — das wird die Öffentlichkeit beschäftigen und ablenken von andern Sorgen, wie der nahende Winter sie in Fülle bringen muß.

Was geschehen ist, läßt sich mit wenigen Worten sagen: Zwischen dem Reichsführer der „Deutschen Christen“, dem Dr. Kinder, und dem Ministerialdirektor Jäger, der rechten Hand von Reichsbischof Müller, ist ein Streit ausgebrochen. Der Gegenstand interessiert die Welt weniger, nur die Tatsache des Streites zwischen der offiziellen Kirchenleitung und der Kerntruppe deutscher

Kirchenrevolutionäre mit neuheidnischer Lehre, ist interessant. Sie beweist, daß das revolutionäre Lager, zu welchem man den Reichsbischof wie die „Deutschen Christen“ zählt, in sich gespalten ist, daß es keinen einheitlichen Kurs kennt, daß dort, wo der Nationalsozialismus auf gewaltsame „Einigung“ verzichtet, der innere Zerfall zum Vorschein kommt.

Den Streit nehmen die Gegner zum Anlaß, um radikal aufzutreten. Die „Bekenntnissynode Evangelischer Christen“, die in Berlin unter Assistenz anwesender anglikanischer und schwedischer Delegierter tagt, verfaßt eine Botschaft und übergibt sie Hitler. In dieser Botschaft werden dem neuen Kirchenregiment alle alten und neusten Sünden aufgezählt, und wenn man genau liest, so wird Herr Müller und sein System als abgesetzt erklärt.

Der Leitung der evangelischen Reichskirche wird vorgeworfen, sie habe die 1933 eingeführte Verfassung gebrochen und anstelle des verfassungsmäßig zur Grundlage der Kirche erklärten Evangeliums „das Regiment“ gesetzt, die Formel „ein Staat ein Volk eine Kirche“ bedeute, daß die Botschaft der Kirche an die Mächte dieser Welt überliefert werde. Die Herrschaft des Reichsbischofs schaffe ein Papsttum, das dem Wesen der deutschen evangelischen Kirche wesensfremd sei. Und dieses neue Papsttum habe den Gehorsam, den Pfarrer und Bischöfe der Schrift leisteten, als disziplinwidrig bestraft. Das Führerprinzip, in die Kirche eingeführt, binde durch die Forderung unbedingten Gehorsams, (der nur Christus, nicht einem Reichsführer gebührt), die Gläubigen an das Kirchenregiment, statt an Christus.

Aus diesen und andern Gründen erklärt die Bekenntnissynode das kirchliche Mottrecht; sie gibt sich in einem „Bruderrat“ neue Organe und fordert die evangelischen Gemeinden auf, dem Reichsbischof nicht weiter zu gehorchen. Der Reichsregierung wird Kenntnis gegeben von diesem Schritte mit der Forderung, daß sie anerkenne, was die Synode als richtig ansieht, nämlich, daß in kirchlichen Dingen, das staatliche Aufsichtsrecht vorbehalten, die Kirche allein zu urteilen berufen sei.

Hitler und die Partei verhielten sich bisher neutral. Es scheint auch, daß diese Neutralität andauern wird, trotzdem die Revolte gegen den seinerzeit siegreich „gewählten“ Nazibischof geht. Ob die Neutralität auch aufrecht gehalten werden kann, wenn die Synode den Anhang all jener Kreise gewinnt, die nur um der Opposition willen sich um den Präses Koch und den Pfarrer Niemöller aus Dahlem scharen? Die gewaltig anschwellende Bewegung wird wahrscheinlich dazu führen, daß zunächst der Ministerialdirektor Jäger gehen muß, und hernach veranlaßt man wohl den „obersten kirchlichen Führer“ Müller zu Zugeständnissen. Das ist der vorgeschriebene Verlauf, und die Sieger werden jene Kreise sein, die auch in kirchlichen Dingen die alten bürgerlichen Traditionen vertreten.

Man kann aber auf weitere Forderungen der Opposition rechnen; Präses Koch wünscht Unterdrückung der „Deutschen Christen-Propaganda“, so wie dies auch die katholischen Bischöfe wünschen. Daß dies geschehe, ist aber auch geboten durch die große außenpolitische Angelegenheit der nächsten Zeit, die Saarabstimmung. Unmöglich darf sich die Reichsregierung in den Geruch des „Antikristentums“ bringen. An Konzentrationslager für religiöse Märtyrer gar nicht zu denken. Gerade im Saarland spielt die Sorge um die künftige religiöse Freiheit eine Hauptrolle. Es dürfte an der polizeilichen Auflösung der württembergischen, bayrischen und kurhessischen Landeskirche und der Polizeiüberwachung ihrer bisherigen Leiter genug sein.

Die „Goldblockländer“ erklären . . .

In Brüssel haben die Länder des sogenannten Goldblocks, Frankreich, Italien, Holland, die Schweiz, Luxem-

burg, und als Guest auch Polen, getagt. Sie haben sich ausgesprochen über die merkwürdige Situation, in welche sie mit ihrem „guten Gelde“ geraten sind, jene Situation, die wir allgemein kennen: Daß sie nämlich alle unter einer weiterdauernden Stagnation der Wirtschaft leiden und infolgedessen schlechter stehen als die dem „Sterlingblod“ angeschlossenen Staaten, vorab England, dann Schweden und die andern Nordstaaten mit Finnland; die drohenden Staats- und Gemeindedefizite in Frankreich sprechen Bände; die schweizerischen Bundesbahnen mit dem 200 Millionenendefizit in vier Jahren, die über die eigentlichen Bundes-, Kantons- und Gemeindedefizite hinaus die Schuldenlast steigern und in eine geradezu untragbare Relation mit der Gesamtwirtschaft bringen, stellen uns an die Seite der französischen Gemeinden, die nicht so wie der sparsende Staat gewaltsam den Budgetausgleich finden, da auf ihnen die Industrie-arbeitslosen lasten; Belgien und die Niederlande stehen nicht besser da; alle müssen wünschen, daß sich die Wirtschaft erhole. Denn nur auf einer Wirtschaft mit prozentualer Zunahme aller Betriebsverdienste, die nachher auch in staatlichen Überschüssen sich ausdrücken, lassen sich die vorhandenen Schulden verzinsen und tilgen. Und da man die Schulden, das Vermögen der Gläubiger, die Staaten, Gemeinden, Privaten und Gesellschaften gepumpt haben, nicht streichen kann, ist nur wirtschaftliche Expansion eine wirkliche Rettung — nicht die Budgetausbalancierung des „obersten Betriebes“, des Staates.

Was sagt nun das „Protokoll“, das die Goldländer herausgegeben haben? Es interessiert darin die Feststellung, daß der Austausch zwischen den fünf oder sechs Staaten um 10 Prozent zunehmen müsse. Für diese Zunahme soll es ein Jahr Frist geben — die Verfasser des Protokolls datieren vom leider schon vergangenen 30. Juli 1933 an; wollen sie auf den Export und Import des letzten Vierteljahres nachträglich auch noch einwirken? Hoffen wir, daß sie wenigstens für die andern Vierteljahre sich als Zauberer erweisen.

Der übrige Teil des Protokolls spricht von Unterschüssen, die Touristik und Verkehr studieren sollen, von einem Ausschuß, der einen Entwurf über internationale Handelswerbung studieren soll, und selbstverständlich wird betont, daß man an der Goldwährung festhalte, weil sie Hauptbedingung wirtschaftlicher Wiederherstellung sei und auch schon geholfen habe, diese „Wiederherstellung der Weltwirtschaft“ herbeizuführen. Heißt das, es wird diesmal nicht von der Goldwährung, sondern ausdrücklich von der Stabilität der Währungen gesprochen. Man mag darin ein Zugeständnis an Amerika und England erblicken, zugleich eine Einladung, mit oder ohne Gold auf der derzeitigen Valutahöhe zu bleiben. Man kann aber auch vermuten, daß die Herren der Konferenz als selbstverständlich voraussetzen, „Gold“ und „Stabilität“ gehörten zusammen. Anders sind wir's bisher nicht gewöhnt.

Von Prag bis Ankara,

so wird erklärt, seien die Kleine Entente und der Balkanbund unter sich entfloßen, die Politik des toten jugoslawischen Königs, die in der Aussöhnung Italiens mit Frankreich und dem Festhalten an der Freundschaft zwischen Paris und den beiden Bünden gipfelt, weiterzuführen. Die gegnerischen Kräfte bemühen sich leidenschaftlich, diese Linie zu unterbrechen. Die merkwürdigste Folge, welche Italiens Verbindung mit Paris, Belgrad und Prag zeitigt, ist die Annäherung zwischen Polen und Ungarn. Ungarn soll von der italienischen zur deutschen Gruppe herübergezogen werden. Gömbös weilt in Warschau und reist nun nach Rom, um Mussolini diese nette Möglichkeit mitzuteilen. Diese Wendung könnte vielleicht Jugoslavien und Rumänien etwas sicherer bei der französischen Stange halten.

-an-